

Zeitschrift: Jahresbericht des Bündnerischen Lehrervereins
Herausgeber: Bündnerischer Lehrerverein
Band: 29 (1911)

Artikel: Heimatschutz und Schule
Autor: Semadeni, T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-146163>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Heimatschutz und Schule.

Von Pfarrer **T. Semadeni**, Valendas.



„Das Geld! Und ist so verdammt mächtig und doch am Ende nicht so allmächtig, wie mancher glaubt.“
Hermann Popert „Harringa“.



Damit das Neue werde, muß das Alte weichen. Jeder Fortschritt auf kulturellem Gebiete ist um den Preis von großen Opfern erkaufte worden. „Mit Leichen besät, mit Trümmern bedeckt ist der Weg, auf dem der Zug der fortschreitenden Menschheit sich vorwärts bewegt.“ So ungefähr lauten die Grundsätze der geschichtlichen Entwicklung. In der Tat, die Entwicklung stellt einen Kampf dar zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen dem Gewordenen und dem werdenden, wobei das werdende zum Gewordenen wird, das von einem neuen werdenden abgelöst wird. Vollzieht sich der Übergang vom Alten zum Neuen allmählich und ruhig, sodaß das gute Alte in die neue Zeit hinübergenommen werden kann, dann redet man von Evolution. Vollzieht sich aber der Übergang sprunghaft und scheinbar unvermittelt, sodaß ein Riß klafft zwischen dem Alten und Neuen, dann hat eine Revolution stattgefunden. Ein leises Gruseln befällt uns jedesmal, wenn das Wort Revolution ausgesprochen wird, trotzdem die Revolutionen und die Katastrophen notwendig zu sein scheinen im Haushalt der Natur und in der Ökonomie der Menschheit. Regulieren sollen sie, das Zerfahrene wieder ins richtige Geleise bringen und die Luft reinigen. Daß es dabei nicht ohne Puffe und Stöße abgeht, was schadet's! Zwei Kulturen geraten aneinander, die abgelebte und die werdende. Die neue Kultur ist naturgemäß auch die starke. Das Starke ist aber gewöhnlich rücksichtslos und übermütig, und im jugendlichen Übermut räumt es ganz auf mit dem Alten, mit den Zeugen der Ver-

gangenheit. Von den beiden feindlichen Kräften hat sich die schwächere ergeben; die stärkere schreitet weiter geräuschlos, doch rasch und unaufhaltsam. Ihr Fall und Untergang wird nicht geräuschlos sein. Wie doch alles wächst und gleich den Halmen des Feldes seine bestimmte Lebensdauer hat, 1 Jahr, 100 Jahre, 1000 Jahre! Alles wächst und stirbt, jedes nach seinem eigenen, wunderbaren Gesetz, jedes nach seiner eigenen wunderbaren Art, am wunderbarsten geistige Dinge. Sie bleiben dem Weisesten unerforschlich und lassen sich weder vorher bestimmen noch erforschen. Die Naturgeschichte der Völker, wie die des einzelnen Individuums wird sich nach gewissen feststehenden Gesetzen richten. Fraglich ist nur, ob der Mensch jemals genügende Einsicht in diese Gesetze erlangen wird, ob es ihm gelingt, die Physik und Chemie der Imponderabilien zu erkennen. Allen Revolutionen ohne Ausnahme, den ältesten wie der jüngsten, der portugiesischen, sind gewisse Merkmale eigen, einige Hauptzüge gemeinsam. In der Revolution spielt der Haß eine große Rolle und die übertriebene, sogar fanatische Bekämpfung alles dessen, was in der Zeit vor der Revolution etwas zu bedeuten hatte, der Kampf bis aufs Messer allem, was vorher in Geltung und Ansehen stand. Nun läßt sich dieser Haß psychologisch wohl begründen, erklären, begreifen und sogar entschuldigen. Die neuen im Sturm und Drange zur Geltung gekommenen Anschauungen, Sitten, Einrichtungen, Kirchen, Monarchien, Demokratien, sozialen Institutionen, politischen, pädagogischen und ästhetischen Grundsätze haben den hemmenden Widerstand der alten Anschauungen und Einrichtungen zu spüren bekommen, haben diesen Widerstand mit gewaltiger Kraftanstrengung überwinden müssen. Die widerstrebenden Kräfte des Alten, das sich für seine Existenz wehrt, haben ihnen viel Mühe und Not verursacht. Das Alte ist überwunden, hat weichen müssen, aber das Neue, der Sieger bleibt, ahnt und fühlt dunkel, daß das Alte noch nicht ganz tot ist, daß es ein verborgenes Dasein führt, und daß es dem Sieger noch gefährlich werden kann. Darum muß es mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Alles, was dem Alten noch dienen kann, alles, was an das Alte auch nur einigermaßen erinnert, muß entfernt werden. Entweder oder, so lautet die übertriebene Forderung der Revolution. Entweder das Alte oder das Neue, während für die Evolution der Grundsatz gilt, aus dem Alten das Neue;

das Alte wandelt sich allmählich um und wird erst dann, wenn es völlig unbrauchbar geworden ist, abgestoßen.

Das römische „Caeterum censeo Carthaginem esse delendam“¹⁾, das christliche „adora, quod incendisti, incende, quod adorasti“²⁾ und das französische „écrasez l'infame“³⁾ sind, obgleich sie ganz verschiedenen Zeiten und Stimmungen angehören, doch vollständig wesensverwandt, sind der fanatische Ausdruck der Reaktion einer neuen Zeit mit neuen Zielen und Idealen gegen eine alte Zeit mit andern Gedanken, Gefühlen und Willensrichtungen.

Das Christentum, mag man darunter verstehen, was man will, das Werk eines einzelnen, einzigartigen, gottbegnadeten und gottbegeisterten Menschen oder ein buntes Gewebe, zu dem alle Völker und alle Religionen des vordern Orients Farbe und Einschlag geliefert haben, oder mag man es sogar für eine proletarische Bewegung halten, entstanden in den untersten Schichten der römischen Hauptstadt, trägt die charakteristischen Merkmale der Revolution an sich und bedeutet tatsächlich eine Umwälzung der alten Werte, Gedanken, Anschauungen und Einrichtungen. Auch das Christentum ist mit dem Alten nicht schonend umgegangen. Im Gegenteil, was an das überwundene Alte erinnerte, ist gründlich abgetan worden, aber selbstverständlich nur da, wo man es erreichen konnte. Gedanken, Gefühle, Anschauungen, Ideen lassen sich nicht so leicht erreichen. Sie entwinden sich den Händen der Verfolger und leben unter der Oberfläche ein sehr zähes Dasein fort, so zäh und lebenskräftig sehr oft, daß das Leben über der Oberfläche von ihnen vollständig überwuchert wird und die angeblich überwundenen Gedanken und Denkformen unter einem neuen Namen fortexistieren.

Konnte durch die junge christliche Kirche das Heidentum in seinen geistigen Äußerungen nicht ohne weiteres entwurzelt und ausgerottet werden, so konnte man es da packen und angreifen, wo es sich sichtbaren Ausdruck gab. Sinnenfällig offenbarte sich das Heidentum in seinen Kunstwerken. Deswegen fanden sie vor der Kirche keine Gnade. Und die Kirche mußte sich Jahrhunderte lang den Vorwurf der Kunstfeindlichkeit gefallen lassen. Nicht umsonst galt als der letzte Heide der fein-

¹⁾ Übrigens bin ich der Ansicht, Carthago sei zu zerstören.

²⁾ Bete an, was du verbrannt hast, verbrenne, was du angebetet hast.

³⁾ Zermalmet das Scheusal d. h. das Christentum.

gebildete, kunstsinnige Julianus der Abtrünnige, der sich auflehnte gegen das Christentum, das damals keinen Sinn und kein Verständnis zeigte und zeigen konnte für die sonnige Götterwelt des Olymps, in der die Schönheit zu Hause war. Eine Fülle von Schönheit umfloß die Götter des griechischen Olymps. Noch heute herrschen sie in der Welt der Schönheit, sie leben noch heute unvergänglich durch ihre Schönheit. Wir Menschen des 20. Jahrhunderts sprechen von Zeus, Apollo, Aphrodite, von den Grazien und Musen als von feststehenden künstlerischen Begriffen. Der Gott der neuen Religion aber hat für die bildende Kunst der äußeren Erscheinung noch keinen Reiz. Er tritt nicht daher als siegreicher, lächelnder Zeus oder Apollo, die Herzen gewinnend durch Schönheit und Glanz, sondern er ist der abgekehrte Gekreuzigte, an dem keine Gestalt noch Schöne war. Askese gegen Schönheit, Ethik gegen Ästhetik, das sind die Gegensätze, die aufeinander stießen. Die geistige, übersinnliche Welt, die das Christentum der sinnlichen Kunstwelt von Göttern und Halbgöttern entgegensetzte, hat gesiegt; aber die Welt der Schönheit ist doch nicht untergegangen, wenn auch eine Menge der herrlichsten Kunstwerke dem Ansturm der neuen Zeit, die mit dem jungen Christentum begann, zum Opfer fielen. Bald haben die ersten Geschlechter der Christen die Kunst in den Dienst ihres Glaubens genommen. Sie waren eben doch durchdrungen von der Wichtigkeit dieses Sprachorgans zur Vermittlung religiöser Ideen und Vorstellungen.

Wenden wir uns nun einer andern Bewegung zu, die die charakteristischen Merkmale der Revolution aufweist: Ausrottung der bestehenden sichtbaren Denkmäler, um dabei den Sauerteig einer alten Zeit und einer zerrütteten Gesellschaftsordnung auszumerzen. In der großen sozialen Revolution, die unter dem Namen des großen Bauernkrieges bekannt ist, wurden mehr als tausend Schlösser, Burgen und Klöster zertrümmert. Die wenigsten wurden später wieder aufgebaut, und ihre Bewohner mußten eine andere Lebensart anfangen. Die Zeit der Adligen und der klösterlichen Zwinger war vorbei. Wie unsinnig verfahren die Bauern mit den Zeugen und Vertretern, mit den Denkmälern der Zeit, die ihre Erniedrigung und Schande gesehen und geduldet hatten. Fallen mußten die Zwinger der geistlichen und der adeligen Herren; kein frohes Treiben durfte mehr darin stattfinden; denn

sie hatten die Bauernschmach verkörpert. Solange sie aufrecht blieben, drohten die Gespenster der Leibeigenschaft und der geistigen Bevormundung. Als die Burgen in Flammen aufgingen oder in Trümmer fielen unter den wuchtigen Axthieben des armen „Koan-Rath“ und den schweren Tritten des „Bundschuhs“, da wurden von den rasenden Bauern, von dem wild gewordenen „Karsthans“ manche kostbare Kunstgegenstände zersägt, zerhackt, zertrümmert und zertreten. Was heimischer und ausländischer Kunstfleiß erzeugt, was Handwerker-Geschicklichkeit hervorgebracht, was die Burgfrauen und Schloßmägde mit großer Geduld gewoben und gestrickt, was Mönche mit unendlicher Ausdauer gezeichnet und miniert, fiel der alles zerstörenden Bauernwut zum Opfer. Dürfen wir aber darüber klagen und es bedauern, daß seit dem großen Bauernkrieg die Burgen zerfielen und ihre Ruinen, von Efeu und wildem Wein umrankt, ein veriräumtes Dasein fristen müssen, daß die höfische Sitte einging und die Ritter und die lebenslustigen Minnesänger schwanden? Nein, dankbar sollen und müssen wir dieser Bewegung gedenken. Der Geist, der die Bauernkriege entfachte, hat von Deutschland auch nach Graubünden hinübergeschlagen, und in unseren Tälern haben die Bauern sichtbaren und bleibenden Erfolg gehabt. Im deutschen Reich verblutete 1525 das Volk. Mit Strömen von schwerem Bauernblut, mit Henkersarbeit, haben die Fürsten die zerstörten Schlösser und Klöster gerächt.

Daß die große Volksbewegung nicht zum Ziele gelangte, dazu wirkte manches zusammen. Es war eine unendliche Vielheit kleiner Kräfte von den Karpaten bis zu den Vogesen zerstreut. Aber es fehlte an einer großen Kraft, die sie vereinigte und bewegte, an einem Haupte, an einem großen, glücklichen Feldherrn des Volkskrieges. Es fehlte an einem festen Plan, es fehlte an einem gemeinschaftlichen Ziel, es fehlte an der Verbindung zu einem Volke. So steht die Volksbewegung des 16. Jahrhunderts da, scheinbar selbst als ein Schiffbruchstrümmern, als ein Bruchstück, als ein Unvollendetes. Sie ist es nicht in der Geschichte, nicht in dem Auge dessen, der nicht Jahre, sondern Zeiten überschaut und zusammennimmt. Die Lage des Volkes hat sich allmählich gebessert, das unterliegende Volk hat doch gezeigt, daß es eine Macht ist, mit der man rechnen muß. Die Ideen, die durch den Bauernkrieg geboren wurden, konnten nicht

mehr tot gemacht werden. 270 Jahre später haben sie gesiegt. Dank sagen wir dir, Florian Geier, der du mit der entarteten und verkommenen alten Zeit gründlich gebrochen hast, um eine bessere, sonnigere Zeit herbeizuführen. Auf den sonnigen Bergen, auf den freien Höhen des Lebens geboren — am kaiserlichen Hofe der Hohenstaufen glänzten schon in ritterlichen Ehren deine Ahnen, — den Armen in den Niederungen, den Gedrückten im Tale schlug dein Herz. Die Heimat und das Volk der Namenlosen zu retten, zu schützen und zu pflegen ward dir zur Aufgabe, und der großen Aufgabe hast du dein reiches Leben geopfert. Wir Bündner und wir vom Heimatschutz haben allen Grund, den Bauernkrieg, die blutige deutsche Bauernrevolution und die unblutige bündnerische Bauernbewegung zu preisen. Denn ihr verdanken wir die Möglichkeit des Heimatschutzes; denn erst die Bauernbewegung hat dem Volke die Heimat dauernd wiedergegeben.

Eine Heimat hat eigentlich nur derjenige, der eine Spanne heimischen Boden sein eigen nennt und frei darauf wohnen kann. Bodenreform und Heimatschutz gehören zusammen. Die soziale und die ästhetische Frage müssen zusammen, miteinander gelöst werden. In den Bauernkriegen hat man den Versuch gemacht, die Bodenreformfrage praktisch zu lösen. Bedauern muß der Freund des Heimat- und Volksschutzes, dass die Grundbestimmungen der bündnerischen Magna Charta, der Ilanzer Artikel, der reifen Frucht der Bauernbewegung in Vergessenheit gerieten. Sie wieder zur Geltung zu bringen, und sie den Staatsmännern, den großen und denen in Duodezformat, einzuprägen, das wäre Heimatschutz im echten Sinne des Wortes.

Auf die soziale Revolution, bei der die Bauern bluteten, folgte die bürgerliche französische Revolution, bei der die Aristokratie verblutete. Die Hauptursache zur Revolution war auch hier die gleiche, die Not und der Hunger. Dazu kam als zweites treibendes Moment die allgemeine Aufklärung. Die Aufklärung schmiedete die Waffen, der Hunger brauchte sie und ließ sie niedersausen auf das morsche Alte. Köpfe wurden blutig geschlagen und die Denkmäler der „guten alten Zeit“ zerschlagen. In Strömen von Blut tauchten alte, mächtige, kunstvoll aufgebaute Staaten unter und verschwanden, und die aus dem Blute empor-tauchenden neuen Geschlechter huldigten in kunstästhetischer Hin-

sicht ganz andern Anschauungen. Wenn die Revolutionsregierung durch Dekrete 1792 die Zerstörung all der Monumente, die an die Feudalzeit erinnerten und die Vernichtung desjenigen, was das Gedächtnis an den Despotismus wachrufen konnte, gebot, so hat diese gutgemeinte, aber fanatische Äußerung bis in die fernsten Gegenden des Kulturgebietes gewirkt und unsägliches Unheil angerichtet. In schonungsloser Weise wurden die wertvollsten Kunsterzeugnisse der verschiedensten Zeiten absichtlich zerstört, leichtfertig vernichtet und Werke der Vergangenheit, welche vordem der Stolz und die Freude des Volkes waren, profaniert. Diese destruktiven Ideen machten sich auch bei der Kunstbetätigung des einzelnen geltend. Es entwickelte sich eine Kunstrichtung, der das Bodenständige früherer Zeiten völlig fremd geworden war. Mit den Zeugen der Vergangenheit, des finstern Mittelalters, mit den Denkmälern der Knechtschaft und des Despotismus wurden zu Asche und Staub und Trümmern, zu Splittern und Spänen auch die Erzeugnisse des Kunstgewerbes, die Vorlagen, nach denen eine ganze Reihe von Generationen gebaut, gezimmert, geschnitzt, gemeißelt und geschneidert hatten. Wir bedauern auch hier die blinde Wut, womit die Revolution verfuhr. Aber wir begreifen und entschuldigen sie. Wenn große Güter auf dem Spiele stehen, müssen notwendigerweise die untergeordneten zu kurz kommen. In ein neues Land führte die Revolution; aber die hinüberkamen, hatten die Brücken, die sie mit dem alten Lande verbanden, vollständig abgebrochen, mit den früheren Idealen aufgeräumt, sich von den alten Traditionen vollständig frei gemacht. Neue Ideale können aber nicht von heute auf morgen entstehen. Man suchte nach neuen; man spähte aus nach neuen Zielen. Aber man vergaß, daß das Gute in der Heimat wurzeln muß. Daher die nüchterne heimatlose Geistesrichtung, der man das Gemachte, Gekünstelte ansieht.

Neben den blutigen Erde und Völker und Staaten erschütternden Umwälzungen vollzog sich eine andere, nicht minder wichtige Umwälzung, die das Angesicht der Erde veränderte, der Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft. Der Kapitalismus tritt auf, und das Geld wird zur Macht und zwar nicht zu einer Macht zweiten Ranges, sondern zur ersten Macht der Welt. Alles in der Welt hat seine zwei Seiten, eine gute und eine weniger gute. Und so hat auch der Kapitalismus seine guten

Seiten gehabt, hat Gutes gewirkt, das man dankbar anerkennen muss. Es gehört aber zum Wesen jeder irdischen Macht, daß sie herrschen will, daß sie groß zu werden trachtet. So trachtet auch das Kapital groß zu werden, sich zu vervielfältigen. Das ist aber nur durch Arbeit möglich, durch Arbeit, die man entweder selber leistet, oder die man andere leisten läßt. Das Kapital beginnt zu arbeiten oder richtiger gesagt, Werte schaffende Arbeit zu ermöglichen, deren Früchte dem Kapital zugute kommen. So führt die Herrschaft des Kapitals zum Industrialismus und zwar zur stark spezialisierten Industrie. Nach Adam Smith entspringt aller menschliche Fortschritt aus der eine außerordentliche Steigerung der Produktion herbeiführenden Arbeitsteilung. Je geringer die Teilung der Arbeit ist, desto langsamer ist auch der Fortschritt, was am besten an der Landwirtschaft erkannt wird. Nebenbei bemerkt, haften der Landwirtschaft, die die Vorteile der Arbeitsteilung ausbeutet und sich auf das Erzeugen eines einzigen Produktes beschränkt, die gleichen Nachteile an, die die Kehrseite des Industrialismus ausmachen. Arbeitskräfte werden frei und die überschüssige, unbeschäftigte Menschenkraft geht der Heimat verloren. Wer über die Ursachen der Landflucht in unserem Kanton, in dem die Viehzucht die eigentliche Landwirtschaft, den Ackerbau, fast vollständig verdrängt hat, nachdenkt, wird weniger die Genußsucht als die Hauptursache der Landflucht bezeichnen und betrachten als die bittere Notwendigkeit, für die entbehrlich gewordenen Arbeitskräfte neue Arbeitsgebiete aufzusuchen. Man stellt der Landbevölkerung kein gutes und auch kein richtiges Zeugnis aus, wenn man die Genußsucht eine so wichtige Rolle im Leben der Landbewohner spielen läßt, und man tut der Genußsucht zu viel Ehre an, wenn man ihr die Fähigkeit zutraut, das Landvolk der Heimat entfremden zu können. Wohl verstanden, wenn man von Genußsucht im landläufigen Sinne, vom Zug nach der Stadt oder von Landflucht im kleinen oder im großen Parla- mente, auf der Kanzel oder auf dem Katheder redet, da hat man natürlich nur die niedrige, die sinnliche, die triviale Genußsucht im Auge. Ein Volk, das der Genußsucht im angedeuteten Sinne wirklich ergeben wäre, ist der Heimat und des Schutzes nicht wert.

Der Industrie, dem Kapital und der Arbeitsteilung kam die Maschine entgegen. Die Erfindung der Maschine hat die Welt

am gründlichsten revolutioniert, hat neue Verhältnisse, neue Beziehungen, neue politische Formen, ja sogar neue Menschen geschaffen und schaffen müssen. Die Arbeitsleistung des sich der Maschine bedienenden oder die Maschine bedienenden Menschen ist ver Hundertfacht worden, ja sogar in das schier Unermeßliche gesteigert. Dabei ist aber der Mensch entwertet worden. Das Wort des Aristoteles, man werde keine Sklaven mehr brauchen, wenn einst die Weberschifflein von selbst gingen, ist in Erfüllung gegangen, aber in einem ganz andern Sinne. Die Sklaverei des Altertums mit ihren Härten und Grausamkeiten, bei der der Mensch als Mensch noch etwas galt, hat aufgehört. Die Maschine hat die Sklaverei verdrängt. Aber sie hat unzählige Menschen heimat- und seelenlos gemacht. Sie hat Unzähligen die Möglichkeit geraubt, sich des Getanen zu freuen. Zuerst verhöhnt, dann gehaßt, endlich bewundert und verhätschelt, trat die Maschine auf den Plan, um in raschem Zuge die Welt zu erobern. Mit der Maschine kam auch ein anderes Arbeitstempo auf, ja sogar ein rascheres Tempo in der Entwicklung. Was früher Jahrhunderte gebraucht, um auszureifen, braucht im Zeitalter der Maschine nur wenige Jahre zu seiner völligen Entwicklung. Die einzelnen Entwicklungsstadien werden abgekürzt und rasch durchlaufen, unheimlich rasch durchlaufen, sodaß der Mensch nicht mehr Schritt halten kann. Dem Eroberungszuge der Maschine konnte das Handwerk nicht standhalten. Es gingen die Zünfte und die Innungen ein. Der Maschine, nicht der Politik sind sie zum Opfer gefallen. Mit dem Eingehen der Zünfte verloren sich viel bewährte Bau- und Arbeitstraditionen. Eine ganze Menge von Existenzen, die der Konkurrenz durch die Maschine nicht gewachsen waren, sind gezwungen worden, sich in den Dienst der Siegerin zu stellen. Die Maschine gesellt sich gern zu ihresgleichen. Sie braucht eine lärmende, sausende, surrende, dampfende, schwitzende, hämmernde Gesellschaft. Es entstehen die Großbetriebe. Die Großbetriebe bedingen das Anwachsen der Arbeitszentren. Und aus den alten Landstädten gehen die gewaltigen Großstädte hervor. Und die durch die Maschine besiegten heimatlos gewordenen wandern nach der Stadt, die ihnen Brot gibt, ihnen aber die alte Heimat geraubt hat. Im Zeitalter der Maschine steigert sich der Verkehr ins Unermeßliche. Städtische Güter fluten dem Lande zu. Die Erzeugnisse der ganzen Welt sind

heute in jedem Krämerladen auf dem Lande zu haben. Der Gütertausch führt zur Internationalisierung der Genuß- und Produktionsmittel, bei der das Einheimische, das Bodenständige zurücktritt. Die besseren Verkehrsmittel bewirken auch einen Menschenaustausch. Die Menschen kommen mehr zusammen, kommen miteinander in Berührung. Sie werden durcheinandergeworfen und -gewürfelt. Der Fremde und das fremde Wesen werden nicht mehr als Fremdkörper empfunden. Man läßt sie auf sich einwirken, man wird von ihnen beeinflusst, lernt von ihnen und äfft sie auch nach. Hand in Hand mit den maschinellen, technischen Erfindungen breitet sich die naturwissenschaftliche Forschungsmethode aus und in ihrem Gefolge die mechanistische Weltanschauung, die die Einzelheiten genau sieht, aber die großen Zusammenhänge übersieht. Der mikroskopische Blick wird geschärft. Dagegen leidet der makroskopische Blick, der Sinn für die große Wirklichkeit, für die großen Zusammenhänge. Zugleich setzt die gewaltigste Reklame ein, und die Kataloge schwingen sich zu Herren nicht nur des Beutels, sondern sogar des Geschmackes auf. Die Kataloge stehen im Dienste des Kapitals, das die Mode schafft. Die Mode verdrängt die alten eingewurzelten Sitten. Dorf-, Landes-, ja sogar Rassen-Sitten weichen der Mode. Die Sitte steht im Dienste einer rudimentären, primitiven, vielfach unvollkommenen Sittlichkeit, aber doch immer im Dienste einer Sittlichkeit, im Dienste einer höhern Idee. Die einfachste, die massivste Sitte sogar will einem Ideale dienen. Durch Sitte und Brauch soll das geschützt werden, was der Gemeinschaft, die die Sitte hervorgebracht, als das Höchste erscheint: die Heimat, das Dorf und die Eigenart des Volkes. Die Mode dagegen, und zwar die raffinierteste literarische oder ästhetische Mode, wie die trivialste Kleidermode, hat den Zweck, Geld zu machen. Die Mode ist etwas Flatterhaftes, Ephemeres. In der Sitte, die langsam geworden ist, kristallisiert sich die Erfahrung von vielen Generationen. Die Zeit kann der Sitte nur wenig anhaben. Die Mode ist das Gelegenheitsprodukt eines einzelnen. Geboren hat sie der Wunsch, Geld zu verdienen und Geld auszugeben. Die Sitte kann allerdings verknöchern und erstarren, ihres Lebensinhaltes vollständig entleert werden; dann wird sie zur Unsitte, zur Unmoral. „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage“, „Wehe dir, daß du ein Enkel bist“. Dann muß sie

allerdings entfernt werden, aber sorgfältig, damit die lebendige Pflanze, die sich am Gemäuer der Sitte aufrinkt, nicht Schaden leide. Als Erzeugnis der Allgemeinheit, die sich schützen will, haftet der Sitte stets etwas Festes, Urwüchsiges, Natürliches an. Und wenn sie auch wenig Schutz und Schatten zu geben vermag, so ist sie doch mehr wert als das gähnende, leere Nichts!

Die Maschine und die Geldwirtschaft haben nicht nur eine neue Zeit hervorgebracht, sondern auch vollständig neue Arbeitsorganisationen schaffen müssen. An die Stelle der uralten verhältnismäßig kleinen Allmend- und Markgenossenschaften der Bauern und der mittelalterlichen Zünfte der Handwerker treten die großen Klassen- und Parteiorganisationen, die womöglich noch zu internationalen Verbänden sich zusammenschließen. Diese großen Parteiorganisationen kümmern sich um den einzelnen nicht. Die Organisation ist notwendig. Sie bekämpfen wäre Unsinn. Auch die Lehrerschaft hat sich organisiert. Sie mußte sich organisieren, und sie wird ihre Organisation immer straffer gestalten müssen; denn die Vorteile der Organisation liegen ja auf der Hand. Organisation aber heißt Einfügung in ein größeres lebendiges Ganzes, heißt Zusammenschluß der gleichartigen Zellen zu einem starken Körper. Organisation ist aber nicht möglich ohne Opfer. Leider muß gewöhnlich die Persönlichkeit das Opfer bringen. Das ist der Fluch jeder Organisation, der beruflichen wie der politischen, — die Landwirtschaft macht wenigstens in ihren Hauptvertretern keine Ausnahme — daß sie keine Eigenart dulden kann, daß sie nivelliert. Jede Partei handelt bewußt oder unbewußt nach dem Grundsatz: „Wehe dem, der eine eigene Meinung hat“. Steine kann man allerdings nivellieren. Menschen werden nivelliert nur auf Kosten ihrer Eigenart. Wir dürfen aber nicht einstimmen in ein Klagelied über die neue Zeit und schelten auf die Maschine, die alles nivelliert und ausebnet und zur Organisation zwingt. Mit Schimpfen und mit Schelten richtet man nirgends etwas aus. Sicher ist, daß die Vervielfältigung der Erzeugnisse, die durch die Maschine und was mit der Maschine zusammenhängt, hervorgebracht wurde, die Ursache ist des sich allmählich bis zu den untersten Volksklassen erstreckenden Wohlstandes. Die Verdienste der Maschine auch in ästhetischer Hinsicht sollen nicht übersehen werden. Die Maschine hat die Wissenschaft popularisieren helfen. Das Quantum Wissenschaft, das

der einzelne sich tagtäglich zuführen kann, steht direkt im Verhältnis zur Schnelligkeit, mit der die Buchdruckerpresse arbeitet. Je schneller und billiger sie schafft, umso größer wird die Portion Wissenschaft sein, die der einzelne einnehmen kann. Auch in kunstästhetischer Hinsicht hat die Maschine den gleichen Dienst geleistet. „Immer trat, sagt Naumann, die Kunst in Zeiten hervor, wo der Wohlstand im Wachsen war. Man denke an die Italiener und an die Niederländer. Auch bei uns wächst die Menge der Kunstgegenstände und Kunstdarbietungen mit dem finanziellen Aufschwunge. Es muß eben Geld da sein. Solange die Völker nur fragen müssen, was werden wir essen, womit werden wir uns kleiden, können sie in Kunst wenig tun. Kunst sitzt gern am Feuer der Herren, die etwas haben. So saß sie um die Fürsten herum, auf den Sesseln, die den Bischof umgaben, bei den großen Aristokraten der alten Tage bis zu dem unvergeßlichen Fürstenhof von Weimar. Erst die neue Aristokratie, die mit der Maschine aufgewachsen ist und aus ihr ihre Mittel herausholt, änderte grundsätzlich etwas an der Lage der Künstler. Denn sie berechnet die Kunst nach derselben unpersönlichen Methode, nach der sie ihr ganzes Dasein einzurichten gewußt hat. Man zahlt nicht mehr den Mann, sondern die Leistung. Darum wird der Künstler, der nicht selbst Renten besitzt, auf Markt und Verkauf seines Schaffens angewiesen. Der Zwischenmeister tritt auf auf dem Kunstgebiete zwischen dem Heimarbeiter und dem Publikum. Der Geist des Maschinen-Zeitalters weht durch die großen Markthallen der bildenden Künste. Der Künstler arbeitet für das Publikum. Die Maschine ermöglicht dem Künstler, sein Produkt auch dem wenig bemittelten Publikum zugänglich zu machen. Die Maschine hat nicht gerade neue Musikinstrumente geschaffen, aber viel mittelmäßige Klaviere zu mäßigen Preisen ermöglicht und damit den Umkreis von Menschen, die nach Noten spielen können, ungeahnt erweitert. Die Maschine hilft Theater spielen und füllt alle Häuser mit Bildern.“

In der vormaschinellen Zeit oder vielleicht richtiger ausgedrückt in der Zeit der primitivsten Maschinen war das Verhältnis des Handwerkers zum Stoffe, den er bearbeitete, des Bauern zu seinem Boden ein mehr vertrautes, freundliches, intimes. Man paßte sich den Eigentümlichkeiten des Stoffes an, man ließ des Stoffes Eigenart bestehen, man trug ihr Rücksicht.

Der Handwerker fühlte sich mehr als Mitarbeiter, denn als absoluten Herrn des Stoffes. Mit der Maschine ist es anders geworden. Zum Herrn des Stoffes ist der Mensch geworden. Der Stoff mußte sich dem Meister fügen, der als Eroberer auftrat, der keine Rücksicht kennt. *Die Welt hat der Mensch erobert, aber die Heimat verloren.*

Die Bewegung, die wir als *Heimatschutzbewegung* bezeichnen, möchte die verlorene oder die noch nicht gefundene Heimat suchen und finden helfen. Heimatlos sein heißt ohne Freude leben, ein Dasein führen, in dem für die Harmonie der Persönlichkeit kein Raum vorhanden ist. Die Freude gehört nun einmal zum menschlichen Leben. Die Fähigkeit, sich zu freuen, ist vielen abhanden gekommen. Die nüchterne Wissenschaft, die nur mit meßbaren und wägbaren und nicht mit gefühlsmäßig erfaßbaren Wirklichkeiten rechnet, hat uns die Freude am Schönen verdorben, und mit dem Sinn für das Schöne ist uns auch der Wirklichkeitsinn geschwächt worden. Unzählige sind arm geworden und bleiben arm, solange die Schönheit, diese größte Wirklichkeit, ihnen vorenthalten bleibt. Das Erwerbsleben, die Politik und die Klassenkämpfe haben die freie harmonische Persönlichkeit eingengt und eingezwängt in eine Schablone. Die menschliche Seele mit ihren ungezählten Entwicklungsmöglichkeiten, die Seele, die kleine Welt, in der sich die große Welt abspiegelt, hat Not gelitten. Sie darf nicht leiden. Was helfen alle Errungenschaften, alle Eroberungen, wenn die Herrin der Welt, die Menschenseele, ein freudloses Sklaven-Dasein führt? Die Heimat schützen heißt die Persönlichkeit pflegen und ihr die Möglichkeit verschaffen, sich zu entwickeln, der Herrin der Welt eine Umgebung zur Verfügung zu stellen, darin sie gedeihen kann und sich wohl fühlt. Der Heimatschutz ist ein *religiöses Anliegen*; denn Religion heißt: Sinn haben für die Wirklichkeit, für all die großen Wirklichkeiten in der Welt, auch für das Schöne, für das Echte, für das Ursprüngliche auf allen Gebieten. Der Heimatschutz steht mit der Religion im Bunde. Denn wie sie predigt er die uralte Wahrheit, die durch alle Religion hindurchklingt, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern auch vom Tannengrün, vom Firnenlicht und Sonnenglanz. Der Heimatschutz will auch die große soziale Frage lösen helfen, die Frage hauptsächlich, die da lautet: „Wie werde ich ein Mensch? Wie kann ich ein menschenwürdiges Dasein leben?“ Das größte Unglück für viele, für die Arbeiter

ist, daß sie keine Heimat haben, und für die Bauern, daß sie sich von der Heimat trennen müssen. Durch die soziale Bewegung klingt die Frage hindurch: wie komme ich zu einer Heimat, in der ich Mensch unter Menschen sein kann? Sehnsucht und Heimweh, Heimweh nach einer dauernden Heimat und Verlangen nach einem Stück Land mit einer freien Wohnung darauf und Blumen auf den Gesimsen, Bildern an den Wänden und Sonne in den Scheiben vibrieren durch die Seelen der heimatlosen Massen, die in Mietskasernen vegetieren. So seltsam das scheinen mag, die Sehnsucht nach einem behaglichen, ruhigen, gemütlichen, der Umgebung und der Eigenart des Besitzers angepaßten Heim bringt die gewaltigen Erregungen hervor, die den menschlichen Gesellschaftskörper erzittern lassen. Wer die Seele des Arbeiters auch nur einigermaßen kennt, der wird zugeben, daß ich nicht übertreibe. Heimatschutz ist auch eine *nationale Sache*. Heute, wo die Weltwirtschaft und der Fremdenverkehr die Landesgrenzen überfluten und der Kampf der Gesellschaftsklassen das Volk auseinanderreißt, kann der Staat gewiß nicht als auf wirtschaftlicher Interessensolidarität beruhend betrachtet werden. Was ihn im Innersten zusammenhält, seine Persönlichkeit im Staatenleben aufrechthält, das ist seine Individualität, d. h. alles das, was für die einzelnen Volksteile die Besonderheit der Heimat im politischen und sozialen Leben, namentlich in der Natur, in Geschichte, Sitte und Sprache ausmacht. Der Heimatschutz will keinen Chauvinismus groß ziehen und keine chinesische Mauer aufwerfen, die die Völker voneinander trennt. Er will keinen Rassenkampf predigen und die Nationen nicht aufeinanderhetzen. Der Chauvinismus, der Sohn der politischen Einheit ohne Heimatsgefühl, würdigt und wertet nur eine Heimat. Der Heimatschutz im idealsten Sinne des Wortes will, daß jede Heimat, die großartigste wie die bescheidenste geschützt und geachtet werde, will jede Volkseigenart pflegen. Heimatschutz darf nicht verwechselt werden mit dem nationalen Wahnsinn, der die Völker befallen hat, die im wirtschaftlichen Leben Erfolg gehabt haben, und die, stolz und eifersüchtig auf ihre Erfolge, sich von den andern abschließen, um ungestört ihre Beute verzehren zu können. Chauvinismus und Rassenfanatismus sind nichts anderes als übertriebenes Übermenschentum und gehen von dem unbewiesenen Grundsatz aus, daß es Völker gibt, die zum Herrschen, und andere, die zum

Dienen geboren und bestimmt seien. Der rechte Heimatschutz geht von der einleuchtenden und auch naturwissenschaftlich begründeten Voraussetzung aus, daß die einzelnen wie die Völker sich am besten da entwickeln, wo sie hingehören, in der Heimat nämlich, möge sie liegen, wo sie will. Wäre Heimatschutz identisch mit Chauvinismus, mit Rassen- und Sprachenfanatismus, dann würde ich die Bewegung bekämpfen, gerade aus Liebe zur Heimat. Den Chauvinismus hasse ich. Ein einziges Mal in meinem Leben bin ich mit Absicht grob gewesen, als es sich darum handelte, auf den glühenden Irredentismus unserer südlichen Nachbarn eine kalte Douche zu gießen. Heimatschutz ist auch keine archäologische Mode und keine Altertumsliebhaberei, die dem Alten die Jahre verlängern möchte, nur weil es alt oder selten ist. Im Gegenteil, Museumswissenschaft und Heimatschutz haben, wenn sie auch [manchmal zusammengehen, doch verschiedene Ziele. Die Museen sollen der Wissenschaft dienen, der Kulturgeschichte, der Kunst- und Volksgeschichte. Der Heimatschutz will dem Volke dienen, das Leben des Volkes freudig und sonnig gestalten. Heimatschutz ist auch keine Bau- und Arbeitsdogmatik. Wo die Dogmatik beginnt, hat gewöhnlich das Leben bereits aufgehört. Die Dogmatik, die nur *einen* Stil gelten läßt, ist eine Tochter einer dekadenten Zeit. Der Heimatschutz, entstanden im naturwissenschaftlichen Zeitalter, will keinem Stile dienen, keine neuen Fesseln schmieden, will dagegen aus dem heimischen Boden das Passende herauswachsen lassen, in der sichern Überzeugung, daß das wirklich Bodenständige auch entwicklungsfähig ist und sich den geänderten Verhältnissen besser anzupassen vermag als das Fremde und Nachgeahmte.

Ist irgendwo eine neue großzügige Bewegung entstanden, dann stellen sich die Fanatiker, die Zeloten bald ein, die übertreiben, das Gute in das Lächerliche verkehren, dem Hohn und Spott Anlaß zum Lachen geben und dadurch der guten Sache schaden. Jede echte Bewegung hat ihre Fanatiker gehabt und sie auch verdaut. Auch der Heimatschutz wird seine blinden Eiferer los werden können, sobald seine Hauptgedanken in das Bewußtsein des Volkes gedrungen sein werden, wenn Heimatschutz etwas so Selbstverständliches sein wird wie Körper- und Verstandespflege. *Soll die Heimatpflege ein selbstverständliches Anliegen des ganzen Volkes werden, dann muß die Volksschule dazu mithelfen.*

Die Frage, die uns als Lehrer besonders interessieren wird, lautet: Wie kann der Volksschulunterricht in den Dienst des Heimatschutzes gestellt und in seinem Sinne umgestaltet und reformiert werden? Der Hauptfrage vorgängig müssen einige Nebenfragen beantwortet und einige Bedenken zerstreut werden. Wir beschäftigen uns zuerst mit der Frage: Ist es notwendig und ratsam, daß die Schule dem Heimatschutz ihre Aufmerksamkeit zuwendet und der Heimatpflege eine beratende Stimme in der Aufstellung des Lehrplanes gestattet? Das scheint mir für die Schule, die erziehen will und ganze Menschen heranzubilden trachtet, so selbstverständlich, daß man darüber keine weiteren Worte zu verlieren braucht. Heimatschutz ist Dienst am Volke, Erziehung des Volkes zum Sinn für das Schöne und Echte. Wer anders als die Schule kann, vorausgesetzt daß die Familie den Anfang macht und fortsetzt, diese Aufgabe übernehmen, und wer anders als die Schule kann dabei auf sichern Erfolg rechnen? Ein Bedenken wird man geltend machen. Man wird einwenden, unsere Schule ist überbürdet; die Grenze der zulässigen Belastung ist bereits überschritten, und einer weiteren Belastung ist sie nicht gewachsen. Darauf die Antwort: Wir denken nicht im geringsten daran, den schwer beladenen Wagen, den die Volksschule ziehen muß, mit einem neuen zwei- oder dreistündigen Fach „Heimatschutz“ weiter zu belasten. Heimatschutz ist, Gott sei Dank, kein wissenschaftliches Fach, das dosenweise eingenommen werden kann. Heimatschutz ist eine Stimmung und eine Willensrichtung. Nicht mehr belastet, im Gegenteil von manchem unnötigen Ballast befreit wird die Schule, wenn der Unterricht dem Heimatschutzgedanken angepaßt wird. Der Heimatschutz in der Schule fordert auch keine neue Lehrmethode, verlangt nur, daß die Heimat in den Mittelpunkt des Unterrichtes trete. Die heimischen Verhältnisse sollen besser berücksichtigt werden, das Fernliegende soll in den Hintergrund treten; denn ein starkes Heimatgefühl ist wertvoller als alle Kenntnis der blauen Ferne. *Die Heimat soll den Stoff liefern.* Für die Einführung eines neuen Faches könnte ich mich auch, und zwar im Interesse der Sache selber, nicht begeistern. Dem neuen Fach würde es wahrscheinlich wie dem Fach „Moral“ ergehen; werden sie, losgelöst von ihren natürlichen Grundlagen, doziert, dann vermögen sie vielleicht einige unter den Schülern, die sich

für Abstraktionen eignen, zu interessieren; die Mehrzahl aber wird nur gelangweilt, vielleicht sogar angeekelt; denn man merkt die Absicht und wird verstimmt.

Bevor wir einige Bemerkungen darüber machen, wie im Rahmen der obligatorischen Schulfächer der Heimatschutzgedanke verwendet werden kann, müssen wir den Begriff der zu schützenden Heimat genauer präzisieren, und wir müssen fragen: Welches sind die Elemente der Heimat? Die Antwort wird lauten müssen: Die natürliche Landschaft mit Einschluß der lebendigen einheimischen Pflanzen- und Tierwelt, mit den naturgeschichtlichen Denkmälern und Merkwürdigkeiten, die Ansiedlungen der Menschen mit der überlieferten ländlichen und städtischen Bauart, die Denkmäler, die sich die Menschen gesetzt haben, und dann die Menschen mit ihrer Sprache, mit ihren Sitten, Gebräuchen, Liedern und Spielen, mit den politischen und sozialen Einrichtungen, mit der Volkskunst und dem Hausgewerbe, das sind die Faktoren, die Elemente der Heimat. Heimat ist das Land, in dem wir groß geworden sind, mit allem, was dazu gehört, ist das Land, das wir lieben, weil wir von ihm die tiefsten, dauerndsten Eindrücke empfangen haben, und weil es für uns verklärt ist vom Goldglanz der Jugenderinnerungen. In ihr wurzelt unser patriotisches und volkstümliches Empfinden. Die Natur, die Landschaft liegt der Heimatliebe und dem Heimatschutz am nächsten. Sie ist auch dem Ärmsten zugänglich; an der natürlichen Landschaft kann auch der Vermögenlose Anteil haben, vorausgesetzt, daß die Landschaft nicht von der Spekulation in den Dienst des Kapitalismus gezogen wird. Daß die Landschaft allgemeines Eigentum ist, und daß es einen Frevel an der Allgemeinheit bedeutet, wenn man sie verunstaltet und der Geldgier dienstbar macht, darüber soll man die Schüler aufklären. Es soll ihnen das Gewissen geschärft werden, daß die Landschaft nicht nur da ist, um von den Menschen ausgebeutet zu werden, daß die skrupellose Ausbeutung und Schändung der Landschaft wie die gesetzwidrige Ausbeutung eines Menschen beurteilt werden muß. Die Landschaft ist nicht *res nullius*¹⁾, sondern *res omnium*²⁾. Kein Mensch hat das Recht, sie zu verbauen und zu vergewaltigen. Das deutsche Empfinden, das deutsche Recht, das die Allgemeinheit mehr be-

¹⁾ Niemandes Sache.

²⁾ Allgemeines Gut oder Sache zum allgemeinen Gebrauch.

rücksichtigt als die Privaten, verlangt Schonung der Landschaft. Die Natur ist die Quelle reiner Freude und ein Gesundbrunnen für Leib und Seele. Ich denke, die Landschaft mit ihrer natürlichen wechselnden Schönheit ist nicht nur da, damit die Menschen darauf Raubwirtschaft treiben, damit sie Hügel und Berge abtragen und durchbohren und Flüsse korrigieren; das Schöne darf für sich selbst allein bestehen, darf sogar unter Umständen Selbstzweck sein. Die schöne Landschaft ist ein Heiligtum und heilig, was in ihr lebt. Allerdings auch die Heiligtümer müssen sich den Zeiten anpassen; aber entweihen und profanieren sollte man sie nicht. Der landwirtschaftliche Betrieb kann bei allzu-großer Bodenparzellierung nicht rentieren. Verkoppelungen, Arrondierungen der Grundstücke sind durch die Umstände geboten; aber die Arrondierungen sollten möglich sein, ohne das Landschaftsbild zu zerstören. Nicht jede Hecke, die die Grenze markiert, soll ausgerottet werden, kleine Wäldchen mitten in den Wiesen und Äckern lasse man stehen; denn sie beleben die Landschaft und bringen in sie eine, man möchte fast sagen, persönliche Note hinein. Feldwege und Straßen sind einmal unentbehrlich; aber müssen sie denn um jeden Preis möglichst geradlinig gezogen sein, damit der Wanderer durch den Anblick einer schier endlosen, staubigen, blendendweißen Fläche noch müder wird, als er es vorher war? Ein Herr der Natur soll der Mensch sein, aber nicht der Tyrann, der sie vergewaltigt, der ihren Eigentümlichkeiten und ihren Gesetzen keine Rücksicht trägt. Die besten Regenten sind diejenigen, die das Volk so regieren, daß es kaum merkt, daß es geführt wird. Ich will damit nicht behaupten, daß die Schmeichler und die, die dem Volke tausend Rücksichten tragen, empfehlenswerte Regenten seien. Das Schmeicheln ist etwas Unnatürliches und etwas Unehliches, und das Unnatürliche darf nicht sein. Die besten Herren der Natur werden wohl diejenigen sein, die als echte Demokraten der Technik die Landschaft und die Natur als Mitarbeiter betrachten und ihre Interessen zu wahren und zu berücksichtigen wissen.

Die Siedelungen, Wohnorte samt zugehörigem Nutzland erscheinen in der natürlichen Landschaft als etwas Fremdes, wenigstens für die naturgeschichtliche Betrachtung, und doch auch sie sind von der Natur bedingt, unbeschadet der Geschichte, die sich in ihnen spiegelt. Schließlich ist das menschliche Werk doch nur der

Höhepunkt der Schöpfung oder der natürlichen Entwicklung, und weil die Siedelungen in die natürliche Entwicklung hineingehören, sind die alten Ansiedelungen meistens da entstanden, wo sie von Natur wegen hingehörten. Nicht dem blinden Zufall, sondern dem unbewußt, aber sicher handelnden Gefühl, daß Zweckmäßigkeit und Schönheit einander die Hände reichen, verdankt man die günstige praktische und zugleich malerische Anlage unserer Dörfer und Städte. Man beachte die Lage der Dorfkirchen. Ihnen gehört der schönste Platz im Dorf- und Stadtbild. Gewöhnlich liegen sie auf einem erhöhten Platz, auf einem Hügel, auf einem vorspringenden Punkte, auf einem vom Strome umbrauten Felskopf. Sie sind der Unbill der Witterung mehr ausgesetzt als das Dorf, das sich an den Kirchhügel anschmiegt; aber sie können dem Sturm und den Gewittern auch leichter trotzen als die Bauern- und Handwerkerwohnungen zu ihren Füßen. Der Kirche gehört der schönste, aussichtsreichste Punkt. Das haben die alten Baumeister instinktiv gefühlt; denn von dem Vorplatz der Kirche aus betrachtet der Dorfbewohner seine kleine Welt, das Acker- und Wiesenland, das ihm, und die Allmend, die ihm und seinen Markgenossen gehört. Vom Kirchhügel aus sendet er einen Gruß hinüber zu den andern Dörfern, die zum gleichen Hochgerichte gehören; vom Kirchturm kann er den heranrückenden Feind rechtzeitig beobachten, und von dem erhöhten Kirchplatz seine Angriffe auch leichter zurückschlagen. Der Kirchturm kann mit den Nachbarn in der Runde, mit dem schlanken Campanile, mit dem schweren Turm, der einst zu einem römischen Kastell gehörte, mit dem fröhlichen Dachreiter auf dem Dorfkirchlein, in fröhlichen Tagen fröhliche Grüße austauschen und in ernsten Tagen Mahnworte und Bitten um Hülfe hinübersenden. Wie bei der Anlage der Dörfer haben sich Zweckmäßigkeit und Schönheitsgefühl die Hand gereicht beim Bau der menschlichen Wohnungen. Das Wohnhaus ist ein Produkt des Menschen und der Natur; den natürlichen Verhältnissen muß das Wohnhaus entsprechen, sonst ist es den Naturgewalten rettungslos verfallen; aber auch den persönlichen Bedürfnissen sollte es genügen. Weil zwei Mächte mitgewirkt haben, ist die menschliche Wohnung verschieden ausgefallen an den verschiedenen Orten. Die Bedürfnisse des Menschen werden ungefähr die gleichen sein im Hoch- wie im Tiefland; anders dagegen sind die klimatischen

Verhältnisse. Im Hochtal ist die Natur stärker als der Mensch, dagegen ist der Mensch mächtiger im Tiefland. In der Höhe oder im Hochtal muß der Mensch sich bücken und dem Haus einen schweren Hut aufdrücken, den der Wind nicht wegreißen und die Schneelast nicht eindrücken kann. Im Tiefland dagegen darf der Mensch sich etwas höher recken, wenn er nur einen hohen Mantel anzieht, über den das Regenwasser abfließen kann. Ein Bauwerk, das am Ufer eines Sees, umschattet von mächtigen Kastanien und schlanken Pappeln sehr malerisch und stimmungsvoll wirkt, wirkt ganz störend, unfreundlich, unnatürlich und protzenhaft auf einer Hochalp unter den Legföhren, denen der Wind den Rücken gekrümmt und der Schnee den Nacken gebeugt hat.

Geschützt soll auch der Mensch werden mit seiner Sprache, seinen Sitten, seinen Festen und seinen Liedern. Über die Bedeutung der Sitten haben wir bereits etwas in der Einleitung gesagt. Die Sitten, sowie die Volksfeste und die Volksspiele bringen die persönliche Note hinein in das Leben des Volkes. Durch die Sitten, die sehr oft von Dorf zu Dorf sich ändern, werden gleichsam die einzelnen Dörfer zu lebendigen Persönlichkeiten. Sie treten aus dem Hintergrund der Landschaft hervor, heben sich von der Umgebung ab, und das Dorfgefühl, das Heimatgefühl wird gestärkt und das Gefühl der Zusammengehörigkeit, und aus dem Gefühl der Dorfzusammengehörigkeit geht allmählich das edlere soziale Gefühl hervor. Man schaffe alle Eigentümlichkeiten eines Dorfes ab, man fahre ab mit allen Sitten und Gebräuchen, man entferne alle Volksspiele und Volksfeste, und was bleibt zurück? Eine schrecklich langweilige Öde und Arbeit, die nicht veredelt, sondern den Geist abtötet. Der größte Feind der Volkssitten (die Großstadt kennt keine Sitten) ist die übertriebene Aufklärung und ein verkehrter Fortschritt, die in den Eigentümlichkeiten des Dorfes nur Überreste einer untergegangenen Kultur- und Entwicklungsperiode sehen und alles schablonieren möchten. Wer wirklich aufgeklärt und wirklich fortschrittlich gesinnt ist, der hört durch die alten Sitten, durch alte Lieder und Spiele das große Volksleben mächtig rauschen, das Leben, das sich immer neue bessere Daseinsformen schafft. Daher nur nicht die Nase rümpfen und kalt lächeln über des Volkes Spiele und Sitten oder über seine Volksfeste. (Was man gewöhnlich Volksfest nennt, hat mit einem

Volksfest nichts zu tun.) Es gelingt vielleicht, die alten eingewurzelten Feste und Spiele herauszureißen. Aber was kann man dafür Besseres geben? Verdirb es nicht, es liegt ein Segen darin.

Vom Sprachenschutz kann man kaum reden, ohne in den Verdacht zu kommen, irgend einer fanatisch verbohrt politischen Gesellschaft anzugehören, die österreichisches Sprachenunkraut auch in unser Land säen möchte. Ohne ein Fanatiker zu sein, kann man doch wünschen, daß die Volkssprache, die Muttersprache auch berücksichtigt werde; denn wie die Siedelungen und die Sitten ist auch die Muttersprache ein Stück Naturleben, ein Produkt der Natur, und somit den Naturgesetzen unterworfen, deren Übertretung sich bitter rächt. Wie es Pflanzen-Abarten, wie es Baudialekte gibt, so gibt es auch Sprachenabarten. Die Dialekte sind im Grunde genommen das Natürliche, die sogenannte Schriftsprache das Künstliche, das Gemachte, das Unnatürliche. Das Erwerbsleben, das die Menschen durcheinanderwürfelt, verlangt allerdings die Kenntnis und den Gebrauch von Sprachen, die von möglichst vielen Menschen verstanden und auch gebraucht werden können. So wird das Esperanto als Hilfssprache seine Berechtigung haben. Volkssprache ist nur die autochthone, die an Ort und Stelle entstandene, die dem Charakter der Landschaft entspricht und in ihren Lauten die Stimme der Natur nachahmt, den tosenden Wasserfall, den gurgelnden Bach, das Rollen der Lawine oder die Brandung des Meeres, das Flüstern des Schilfes und das Rauschen des Eichenhaines. Die Sprache, die mit uns geboren, der Dialekt, die Mundart des Tales darf nicht vernachlässigt oder sogar aus Erwerbsrücksichten ganz ausgeschaltet werden. Bei der Erhaltung der heimatlichen Mundart handelt es sich um ein hohes geistiges Gut, um die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit des Charakters, dem jeder Schein verhaßt sein soll. Zum Schein statt zum Wesen greift man, sobald man gezwungen wird, sich einer Sprache zu bedienen, die angelernt ist, und die nicht frei und natürlich hervorquillt aus der Tiefe des Lebens, als der sichtbare echte Ausdruck dessen, was man denkt und fühlt und will. Der Schein in der Sprache führt zur Phrasenbildung, und Phrasen und Ehrlichkeit reimen sich nicht aufeinander. Wer mit Phrasen großgezogen und gefüttert wurde, der wird überall das Phrasenhafte, den glitzernden Schein dem Echten, Gediegenen vorziehen, der wird phrasenhaft sich kleiden

und phrasenhaft seine Wohnung einrichten. Lieber ist mir noch die praktische Nüchternheit als die verlogene Phrase. Wer die Phrasen und das Phrasenhafte ausrottet und an ihre Stelle die einfache Natürlichkeit setzt, der schützt die Heimat; denn er schützt den Charakter, er befreit ihn von einem hemmenden Widerstand und bietet ihm die Möglichkeit, sich richtig zu entwickeln. Wer die Menschen dazu bringt, so zu reden, wie sie denken, wie sie fühlen und sehen, der hilft, mit Ruskin ausgedrückt, einen lebendigen Geist raffinieren, reformieren und veredeln, Menschen heranzubilden, die einen feinen Sinn haben für alles Wirkliche in der Welt. Man berücksichtige daher die Mundart auch in den höhern Klassen. Man lasse hie und da ein Dialektstück lesen oder sogar einen Aufsatz in Dialektform schreiben; aber vor allem begegne man der Muttersprache mit der Achtung, die einer Mutter gebührt. Und wenn sich hie und da eine dialektische, nicht ganz kunstmäßige Wendung in einen Aufsatz einschleicht, behandle man sie nicht einfach als einen Eindringling, den man henken muß, sondern als einen vornehmen Besuch, über den man sich wirklich freut. Merkt der Schüler, daß seine Muttersprache dem Lehrer ein Greuel ist, daß sie verachtet wird, dann wird er sich scheuen, sie zu gebrauchen, er wird sie allmählich auch verachten. Wer aber seine Muttersprache geringschätzt, verachtet seine Mutter. Übrigens, eine dialektische Redewendung, die Hände und Füße hat, und die verstanden wird, ist wertvoller als ein Zitat oder als eine formvollendete Wendung, die man nur angelernt hat, und die man nicht versteht. Das beste Mittel zur Bekämpfung der Phrasen ist uns meines Erachtens im freien Aufsatz gegeben. Man schreibt doch einen Aufsatz, um etwas zu sagen, was nicht jeder sagen kann, um über das zu berichten, was man wirklich selber gesehen, beobachtet, gehört, erfahren, erlebt hat. Heimatschutz ist nicht möglich ohne Kenntnis der Heimat. Man lernt die Heimat erst dann recht kennen, wenn man seine Augen aufmacht, und man kennt die Heimat, wenn man darüber frei zu reden vermag. Das Kind berichtet gerne über seine Erfahrungen und Erlebnisse. Man gebe ihm Gelegenheit, das zu tun; man lasse es frei sich aussprechen über das Haus und dessen Bewohner, man lasse es berichten über das Dorf und seine Geschichte. Zwingt man den Schüler, immer nur das zu sagen, was der Lehrer sagen will, dann tötet man sein Interesse ab und stumpft in ihm die Beob-

achtungsgabe, und die Selbständigkeit wird niedergedrückt. Dabei leiden die Ehrlichkeit und die Aufrichtigkeit Schaden, und der Heuchelei wird Tür und Tor geöffnet. Die Sprache, die da sein sollte, um die Gedanken zu enthüllen, wird zur Maske, hinter der nichts steht. Man klagt heutzutage viel über die politische Gleichgültigkeit der Jugend. Man muß sich darüber nicht verwundern, wenn man bedenkt, daß Phrasen und Schablonen die Eigenart und die Persönlichkeit des Kindes mit Gewalt unterdrückt haben. Noch eine kurze Bemerkung. Nichts freut das Kind so sehr als eine selbständige Arbeit, und sollte sie auch nur darin bestehen, das Spielzeug so gründlich auseinanderzunehmen, daß man es nachher nicht mehr zusammensetzen kann. Der freie Aufsatz bietet dem Kinde Gelegenheit, selbständig zu arbeiten. Wer gelernt hat, selbständig zu arbeiten, wird sich auch der Herrschaft der Phrase nicht so leicht unterwerfen und auf jedem Gebiete seine Selbständigkeit bewahren.

Über die Bedeutung der sogenannten Kunstfächer für die Heimatpflege darf und will ich nicht schreiben; denn ich bin weder Sänger noch Zeichner. Ich darf mich mit gutem Gewissen darüber ausschweigen, da ich weiß, daß der Korreferent diese Fächer besonders berücksichtigen wird. Nur eine Bemerkung über den Handfertigungsunterricht, der eigentlich zu den obligatorischen Fächern zählen sollte. Mit dem Hausfleiß hatte sich in den verflorsten Zeiten auf dem Lande durchwegs eine erstaunliche Hand- und Kunstfertigkeit entwickelt. Mit dem Messer und der Feile, mit Hammer und Säge wurden in den Bauernhäusern häusliche Gebrauchsgegenstände, Werkzeuge, Geräte aller Art mehr oder weniger kunstvoll, aber stets zu praktischem Gebrauch dienlich, dauerhaft und eigenartig hergestellt oder repariert. Zur Winterszeit gab es da Arbeit genug für alle Familienglieder. Die Werkstatt jedes Hauses war die Hochschule des Handfertigungsunterrichtes. Der Geschmack und der Kunstsinn gediehen dabei außerordentlich. Dafür zeugen die in zahlreichen Museen ausgestellten Kunstgegenstände der bäuerlichen Handfertigkeit in Schnitzereien, Metallarbeit, Webereien, Stickereien usw., die hergestellt wurden von derselben Hand, die die Sense schwang und das Vieh fütterte. Für diese eingegangenen Hochschulen des guten Geschmacks, die zugleich den Sinn für gediegene und brauchbare Ware wachhielten, sollte der Handfertigungsunterricht

einen Ersatz bilden. Er würde auch dem Handwerke zu gute kommen und Handwerker heranbilden, die sich an ihrem Berufe wirklich freuen, und die nicht nur darnach trachten, möglichst bald ihre Werkstätte in eine kleine Fabrik zu verwandeln, in der Fabrik- und Schablonen- und Dutzendware hergestellt wird.

Neben dem Handfertigkeits- und dem Sprachunterricht kann vorzüglich der Geographieunterricht in den Dienst der Heimatpflege gestellt werden. Wir kennen die Heimat nicht; dann muß man sie eben kennen lernen. Das sollte selbstverständlich sein, daß man die fremde Welt erst dann kennen lernt, wenn man im eigenen Lande sich zurechtgefunden hat. Es gibt ein ausgezeichnetes Mittel, um die Heimat kennen zu lernen, und das heißt wandern. Einmal im Jahr unternimmt fast jede Schule eine längere oder kürzere Reise, je nach ihren Mitteln. Bevor die Wanderung angetreten wird, werden die Kosten überschlagen; man rechnet und rechnet und fühlt sich glücklich, wenn es gelungen ist, ohne Mehrausgaben ein paar Kilometer hinzuzugeben. Ich lasse mir eine solche Schlußreise als Erholungsreise gefallen, für den Unterricht wird dabei blutwenig herausschauen. Warum? Das dürfte jedermann ohne weiteres klar sein. Die Reisen, die ich meine, und die den Geographieunterricht fördern sollen, verursachen keine Auslagen, ermüden die Kinder nicht und ziehen die Kilometerwut nicht groß; sie haben auch den Vorteil, daß sie von allen Schülern mitgemacht werden können, auch von denjenigen, die sonst die allzu ängstliche Mutter an einer Reise sich nicht beteiligen läßt. Die nächste Nähe soll durchwandert werden mit offenen Augen, mit dem Notizbuch und der Skizziermappe in der Hand. Nachdem wir das eigene Haus durchforscht haben von der Diele bis zum Keller und in alle Winkel geguckt, durchforschen wir das eigene Dorf und bitten das Dorf, uns seine Geschichte zu erzählen und Auskunft zu geben über die Lebensverhältnisse seiner Bewohner. Kennen wir unser Dorf ganz genau, dann gehen wir weiter. Dann können wir auch der Fremde mehr Interesse abgewinnen. Man wird aber einwenden, die geographische Ausbeute auf einer solchen Wanderung wird ganz dürftig ausfallen. Ich behaupte, das Gegenteil wird der Fall sein. Man wird sogar anfänglich unter dem embarras de richesse zu leiden haben. Das dürftigste Bergdörfchen stellt mehr als genug Material zur Verfügung, um damit die meisten geographischen Begriffe abzu-

leiten. Die Heimatkunde von Tal von Lehrer Walt, um nur eine von vielen zu nennen, bezeugt, daß der Geographieunterricht, der an der engern Heimat orientiert ist, an Stoffmangel nicht zu leiden hat, und beweist zugleich, daß ein solcher Unterricht interessant gestaltet werden kann, weil auf wirklicher Anschauung beruhend. An wirklich brauchbaren „Heimatkunden“ ist leider kein Überfluß vorhanden, und soviel mir bekannt ist, ist bis jetzt keine erschienen, die ein bündnerisches Dorf oder ein bündnerisches Tal behandelt. Wir besitzen allerdings eine ganze Menge von Reisebildern und geographischen Monographien über die verschiedenen Täler Graubündens; aber alle kranken an einem Übel: es sind Tendenzschriften, verfaßt ad usum delphini,¹⁾ d. h. für den Gebrauch der Kurgäste und des reisenden Publikums. Sie dienen Reklamezwecken und müssen von Superlativen wimmeln, dagegen ist das der Schule Dienliche nicht genügend oder gar nicht berücksichtigt. Es sollte aber ohne weiteres jedem Lehrer möglich sein, für sein spezielles Arbeitsgebiet eine brauchbare „Heimatkunde“ auszuarbeiten. Bei diesem Anlaß möchte ich mir eine Anregung zuhanden der maßgebenden Behörden gestatten: „Die kantonale Lehrerkonferenz wird eingeladen, bei der Regierung in dem Sinne vorstellig zu werden, daß Lehrern oder Konferenzen, die für ihr Gebiet ausführliche Heimatkunden ausarbeiten, angemessene Subventionen verabreicht werden.“ Eine solche Subvention wird nicht nur ideelle, sondern auch materielle Früchte tragen. Gelingt es, dem Volke seine Heimat wieder lieb zu machen, dann wird auch die Landflucht etwas abnehmen. Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich hier das in der Einleitung bereits Gesagte wiederholen. Die Heimatschutzbewegung allein wird nicht imstande sein, dem Lande seine Bevölkerung zu erhalten; soziale Mißstände müssen abgetan werden, dann erst wird die Landflucht aufhören. Man wird aber einwenden: Wir geben es zu, daß solche Wanderungen durch das Dorf und durch das heimatliche Tal, wenn sie rationell durchgeführt werden, den heimatkundlichen Unterricht ungemein befruchten; aber im Winter können wir das Tal und das Dorf nicht durchforschen, und bei uns deckt sich die Schulzeit ungefähr mit dem eigentlichen Winter. Darauf ist zu erwidern: Kleine Wanderungen durch das Dorf und durch das Tal können, ja müssen sogar auch im Winter durchgeführt

¹⁾ Zum Gebrauch des Thronfolgers.

werden. Unser Volk kennt die Reize des Winters noch zu wenig; der Winter als Künstler ist den meisten eine unbekannte Größe. Es ist aber selbstverständlich, daß die Heimat nur der wirklich lieben kann, der sie auch ganz kennt, der sie zu jeder Jahreszeit durchwandert hat. Kann man aber aus irgend einem Grunde an die Heimat nicht herantreten, so lasse man die Heimat im Bilde an uns herantreten. Von allen Anschauungsbildern gebe ich dem Lichtbilde den Vorzug. Wer den Projektionsapparat kennt und ihn an der Arbeit gesehen hat, der weiß warum. Ich darf mich leider über die Bedeutung des Lichtbildes für den Unterricht und vorzugsweise für den geographischen Unterricht nicht weiter verbreiten, um den mir zur Verfügung gestellten Raum nicht zu überschreiten. Ich muß es bei einigen Andeutungen bewenden lassen. Anschauungsbilder, die sich für den Unterricht eignen, müssen so groß sein, daß sie von allen Schülern zugleich gesehen werden können. Solche Bilder sind aber verhältnismäßig teuer. Den kleineren Bildern, die von Hand zu Hand herumgeboten werden, haften manche Nachteile an, die sie für den Unterricht fast unbrauchbar machen; denn erstens erfordert die Zirkulation der Bilder viel Zeit, zweitens wird der Lehrer gezwungen, seine Erläuterungen mehrfach zu wiederholen und das Wiederholte verliert an Lebendigkeit, und dann werden bei der Zirkulation die Bande der Disziplin doch immer etwas gelockert. Das Projektionsbild vereinigt die Vorteile des kleinen Bildes mit den Vorzügen des großen, von allen Ecken des Schulzimmers sichtharen Bildes. Es ist dazu das billigste von allen Anschauungsbildern, 10 Stück kosten 10—12 Fr., während man dafür nur ein einziges brauchbares Anschauungsbild erhält. Die Auswahl an großen guten Anschauungsbildern ist nicht groß, dagegen ist die an Lichtbildern unermesslich. Bekannte Firmen führen in ihren Katalogen bis 20,000 Stück auf. Die Verwendung des Lichtbildes im Unterricht erfordert allerdings eine einmalige größere Ausgabe für die Anschaffung des Apparates samt Zubehör. Die Preise für eine zu Schulzwecken brauchbare Einrichtung schwanken zwischen 100 und 500 Fr. ¹⁾ Einige benach-

¹⁾ Gute und billige Apparate liefern folgende Firmen: Ganz & Cie., Zürich, Bahnhofstraße 40; Ed. Liesegang, Düsseldorf; Theodor Benzinger, Lichtbilder-
verlag, Stuttgart; R. Spörri, Optiker, Biel; Carl Reichert, optische Werke, Wien; Unger & Hoffmann, Dresden und andere.

barte Schulen können sich aber zusammenschließen, um gemeinsam den Apparat und die Diapositive (Glasbilder) anzuschaffen. Es sei noch hervorgehoben, daß verschiedene Geschäfte im In- und Ausland Diapositive leihweise abgeben. Empfehlenswert wäre die Schaffung einer Zentralstelle, die gute Diapositive auswählt und den Schulen vermittelt. Als Zentralstelle würde sich die in Aussicht genommene kantonale Lehrmittelkommission vorzüglich eignen.

Was über den geographischen Unterricht bemerkt wurde, gilt auch für den naturkundlichen Unterricht. Es ist eine Binsenwahrheit, daß man vom Nächstliegenden auszugehen hat, und daß man in natura das vorweisen soll, was man in natura vorweisen kann, seien es Tiere oder Pflanzen. Die Pflanzen und Tiere der Heimat sind aber keine wesenlosen Begriffe, die ohne Unterlage bestehen können. Sie gehören zu ihrer Umgebung, sie sind ein Teil derselben. Die Umgebung, in der sie aufgewachsen sind, bedingt ihre Lebensweise. Man wird daher schon aus biologischem Interesse die Lebewesen, die man zu behandeln willens ist, da aufsuchen und da beobachten, wo die Natur sie hingestellt hat, sodaß sie dem Beschauer, ich möchte fast sagen, als Persönlichkeiten entgegentreten. Die intensive Beschäftigung mit der heimischen Flora und Fauna, die genaue Kenntnis der Heimat weckt das Interesse für die Heimat, und aus dem Interesse geht bekanntlich die Liebe hervor. Heimatliebe schützt die Heimat und sorgt für sie und gibt nicht zu, daß man die Heimat verunstaltet und grundlos ausbeutet. Ich möchte auch ein gutes Wort einlegen für das Sammeln von Naturgegenständen und besonders für die Anlage von Herbarien. Da habe ich mich aber scheinbar in einen Widerspruch verwickelt; denn oben habe ich das biologische Moment im naturkundlichen Unterricht betont, und jetzt empfehle ich das Sammeln, das aus der guten alten Zeit der Systematik stammt. Ich bin der Ansicht, daß Sammlungen und biologische Betrachtungsweise sich sehr gut vertragen. Ich glaube sogar, daß die Sammlungen das biologische Interesse nur fördern können, vorausgesetzt, daß man bei ihrer Anlage die biologischen Momente genügend berücksichtigt. Man braucht sein Herbarium nicht um jeden Preis nach dem Linnéischen oder dem natürlichen System einzurichten; man schaffe sich eine andere Einteilung nach Jahreszeiten, nach Bodenbeschaffenheit, nach dem Standorte, ja sogar nach der Farbe der Gegenstände. Der Sammler

beschäftigt sich intensiv mit den Gegenständen, die seinen Sammel-eifer anregen, seien es Pflanzen oder sogar nur Briefmarken. Der Eifer verwandelt sich in Liebe, die Liebe überträgt sich auf den Standort, auf dem er seltene Exemplare gefunden hat, und der Standort ist ein Teil der engern Heimat. Es sind nicht die Sammler, die die Landschaft entstellen und Pflanzen und Tiere schonungslos ausrotten, sondern die Naturalienhändler, und der Handel steht bekanntlich im Dienste des Tyrannen Kapital. Wer richtige Sammler kennt, der weiß, daß sie ihre Pflanzen und Tiere lieben, und daß sie sich manchmal scheuen, den Standort einer seltenen Pflanze oder eines seltenen Tieres zu nennen, aus Furcht, sie könnten durch gewissenlose Händler ausgerottet werden. Die Begründer des Pflanzenschutzes sind eifrige Sammler gewesen.

Die Geschichtsstunde ist die eigentliche Heimatschutzstunde; das liegt im Wesen der Sache selbst begründet. Auf die Frage: „Warum studiert man in der Volksschule Geschichte?“ wird man antworten: „In erster Linie um den Heimatssinn zu wecken, um Liebe zur Heimat hervorzubringen, um dem Willen die Richtung auf den Schutz der Heimat zu geben, wobei man allerdings gewöhnlich nur an den bewaffneten Schutz denkt, und um Begeisterung für das eigene Land und für die eigenen Leute hervorzubringen.“ Eins ist aber nötig. Die Lokalgeschichte muß stärker als bisher hervortreten; für nichts interessiert sich unser Volk so sehr als für die Geschichte seines Ortes. Das ist ja psychologisch leicht erklärlich. Die Geschichte ist ein konservatives Fach, sie hat es mit der Vergangenheit zu tun, und mehr oder weniger konservativ im guten Sinne ist jedes Volk. Dazu kommt noch ein weiterer Umstand; das Fremde, das man nicht kennt, ist dem Volk unbequem; das Volk fühlt sich nicht wohl in fremder Gesellschaft unter lauter Unbekannten. Nun muß das Volk an seinem Orte leben, mit seinem Dorf zusammenleben; aber es möchte mit ihm nicht zusammenleben als mit einem Unbekannten, sondern als mit einem guten, lieben Bekannten, dessen Schicksale ihm nicht fremd und gleichgültig sind, dessen Narben und Wundmäler ihm ehrwürdig vorkommen, weil es weiß, bei welcher Gelegenheit sie entstanden. Geschichtsunterricht im Sinne des Heimatschutzes erteilen heißt, das Dorf oder die Stadt ihre Geschichte erzählen lassen oder, anders ausgedrückt, anknüpfen an die vorhandenen Geschichtsdenkmäler und Geschichtsurkunden.

Dabei wird das Angeschaute zum Erlebten. Man darf mir aber nicht sagen, in unserm Dorf sind keine Denkmäler und Urkunden vorhanden. Das abgelegenste Dorf besitzt mehrere, sogar viele Geschichtsdenkmäler, man muß sie nur kennen. Ist nicht das Dorf selber ein Geschichtsmonument? Da sind verschiedene Häuser, die verschieden aussehen. Man lasse sie einmal reden, und sie werden erzählen von den Kämpfen, die die einwandernden Deutschen mit den Romanen ausfechten mußten, bis letztere den kürzern gezogen haben. Die Erdhöhlen in der Nähe des Dorfes berichten von der prähistorischen Zeit, der massive Kirchturm, der aus einem römischen Kastell hervorging, meldet von der Römerherrschaft. Die Burgruine läßt die ganze Feudalzeit wieder aufleben, und die Kirche erzählt von der Einführung des Christentums und von den Kämpfen des alten mit dem neuen Glauben. Das große, gemütliche wappengeschmückte Bürgerhaus erinnert uns an die Zeit, da die Bündner in fremde Dienste zogen und um schnödes Geld Blut und Ehre verkauften. Der schwere Türklopfer an der stark beschlagenen Türe erzählt von der Unsicherheit der an einer viel begangenen Heerstraße gelegenen Ortschaft. Die Anbinderinge an den Häusern erinnern an den großen Transitverkehr, der einst unsere Alpenpässe belebte und den Bergbauern Verdienst brachte. Eine seltsame Dachform oder eine fremde Zierart an einem Haus lehrt uns, daß früher die Auswanderung nach Italien oder Frankreich im Schwunge war; die versumpften Hanflöcher erzählen von einem andern Landwirtschaftsbetriebe, die Waffen im Schrank melden von Kriegszeiten, vom Ruhm und der Schmach der Bündner; die Inschrift an der Kirchentüre erinnert an die Zeit des großen Sterbens. Im Kirchgewölbe liegen die Urkunden und die Akten; aus ihnen läßt sich die kleine, aber nicht uninteressante Geschichte des Ortes herauslesen. Wie Alpen gekauft und verkauft wurden, warum eine Familie auswanderte, warum ein Hof verlassen wurde; von erbitterten Fehden mit den Nachbarn wird gemeldet, von langwierigen Prozessen um ein Stück Wald oder Weide und von den Anstrengungen, um zu einem eigenen Gerichte zu gelangen. Und die Flurnamen, sind das nicht Geschichtsurkunden, die dem Kundigen kurz und bündig die Geschichte eines Ortes erzählen? Sobald man an die in nächster Nähe vorhandenen Geschichtsdenkmäler anknüpft, tritt der Heimatort in den Mittelpunkt der Geschichte oder wird

wenigstens in die Geschichte hineingezogen. Die Verbindung der Weltgeschichte mit der Lokalgeschichte befruchtet den Geschichtsunterricht ungemein; denn die Geschichte, deren Spuren man sieht und tagtäglich vor Augen hat, wird verstanden, begriffen und eingepägt und dabei der Wert der Heimat erkannt. In der Geschichte müssen, damit sie begriffen wird, vom Lehrer weit mehr Details gegeben werden als in einem andern Fach. Gerade an interessanten Details, die vorzugsweise die Kultur, die Wirtschafts- und die Sittengeschichte illustrieren, ist die Ortsgeschichte reich. Diese interessanten Details müssen noch gesammelt und zu Ortschroniken verarbeitet werden.

Mit den meisten Schulen sind kleinere oder größere Lehrmittelsammlungen verbunden, und stolz und glücklich fühlt sich der Lehrer, der ein gut ausgestattetes Naturalienkabinett, ein kleines Dorfmuseum zu verwalten hat. Man wird über den Wert der Museen, der Rumpelkammern eines ganzen Landes, verschiedener Ansicht sein. Ich wage aber die Behauptung, daß sie einen ethischen Wert besitzen, und daß das Heimatsmuseum dem Heimatschutz unbedingt zu statten kommt. Die Schulumuseen sind berufen, sich zu Heimats- oder, bescheidener ausgedrückt, zu Dorf- und Ortsmuseen auszuwachsen. Das Dorfmuseum will den großen kantonalen Anstalten keine Konkurrenz machen. Die Tier- und Pflanzenwelt der Umgebung soll gesammelt und womöglich nach biologischen Grundsätzen gruppiert und ausgestellt werden. In einem richtigen Dorfmuseum darf aber eine kulturgeschichtliche Abteilung nicht fehlen. Das nötige Ausstellungsmaterial liefern die Rumpelkammern des Dorfes. Alte Gebrauchsgegenstände, die aus der Mode gekommen sind, Urkunden von untergeordnetem Wert, die nicht unbedingt ins Gemeindefarchiv gehören, sollten dem Dorf- oder Schulumuseum einverleibt werden. Die gesammelten Gegenstände, hauptsächlich die Geräte und Gebrauchsgegenstände, lassen sich als Vorlagen für den Zeichen- und Handfertigkeitsunterricht verwenden. Auf einen großen Vorteil des Dorfmuseums sei noch hingewiesen. Das Dorfmuseum regt die Schüler zum Sammeln an. Der Sammeleifer bleibt wach auch nach dem Austritt aus der Schule, und der Sammeltrieb verwandelt sich in Liebe zur Heimat.

Nachdem wir kurz die Fächer besprochen haben, die den Heimatschutzgedanken wecken und fördern können, müssen wir

noch ein paar Worte sagen über den Wert und die Bedeutung des Schulhauses im allgemeinen für die Heimatpflege. Man liest und schreibt heutzutage viel über den Einfluß des Milieu. Jeder erfahrene Lehrer wird zugeben, daß die Umgebung eines Kindes, seine Familie, seine Verwandtschaft, seine Gespielen, ja sogar das Haus, in dem es aufgewachsen ist, der Hof, in dem es spielt, die Stube, in der es arbeitet, die Kammer, in der es schläft, hemmend oder fördernd in das Erziehungswerk hineingreift. Jedermann weiß, daß Form und Farbe der Umgebung das seelische Leben mächtig beeinflussen. Es wäre interessant, den psychologischen Gründen darüber nachzugehen; aber wir müssen darauf verzichten. Wenn es wahr ist, daß die ersten Eindrücke die unverwüstlichsten sind, wird man auch zugeben müssen, daß das Äußere der Schule für die Entwicklung des Schülers nicht gleichgültig sein kann, daß das Schulhaus und das Schulzimmer gewichtige Miterzieher sind. In der Schule und durch die Schule will man lebendige, ausgeprägte, eigenartige Persönlichkeiten heranziehen, Menschen, die ein offenes Auge haben für all das Schöne in der Welt und ein empfängliches Herz für das Wahre und das Gute. Auch das Lokal, in dem das Erziehungswerk stattfindet, muß etwas Persönliches, Eigenartiges an sich haben und darf keiner Fabrik ähnlich sein. In der Fabrik wird Fabrikware hergestellt, billige Ware, vielleicht sogar sehr brauchbare Ware, aber immerhin nur Fabrikware ohne Geist und Seele. Die Schule aber darf keine Fabrikware herstellen. Glücklicherweise werden heutzutage keine Schulfabriken oder Schulkasernen mehr gebaut. Der moderne Baumeister bemüht sich, Häuser zu bauen, in denen man sich als Mensch wohl fühlt, und Zimmer mit einem persönlichen, anheimelnden, gemütlichen Gepräge. Die Baulosung lautet: Nicht Monumentalbauten, die die Seele des Kindes erdrücken, sollen entstehen, sondern sonnige, luftige Schülerwohnungen, in denen die Schönheit auch einen Raum hat. Den Forderungen der Hygiene wird man natürlich entsprechen müssen; aber neben der Stimme der Hygiene wird man auch der Stimme Gehör schenken müssen, die da sagt: Bedenket, daß Freude so notwendig ist wie das Licht und wie die Luft. Die meisten Lehrer aber sind durch die Umstände gezwungen, mit dem Schulhaus vorlieb zu nehmen, das man ihnen anweist, und das vielleicht aus einer Zeit stammt, da die Hygiene und die Nüchternheit die

größte Rolle spielten, oder sogar aus einer Zeit, in der es hieß, für die Schule ist das Billigste gut genug. Aber auch in einem solchen nüchternen Hause kann für den Heimatsinn etwas geschehen. Auch das einfachste, das ödste Zimmer kann durch ein paar Bilder an den Wänden, durch frische Gardinen an den Fenstern, durch lebendige Blumen und durch Tannenzweige an den Wänden ein gemütliches Aussehen bekommen. Die persönliche Note, die der bescheidenste Schmuck einem Zimmer, einem Wohn- und Arbeitszimmer, verleiht (und das Schulzimmer ist das eigentliche Wohnzimmer der Schüler), wird der Arbeit die Freude beigesellen. Arbeit ohne Freude ist Sklavenwerk, und nicht Sklaven der Arbeit und Lasttiere, wie sie Millet und Giovanni Giacometti malten, Menschen die mutlos den Kopf sinken lassen und verzweifeln, sondern Persönlichkeiten mit leuchtenden Augen und mit Freude und Feuer im Busen braucht unsere Zeit.

Ein Wort aus „Harringa“ habe ich meiner Arbeit als Motto vorangestellt, mit einem Worte aus dem gleichen Buche möchte ich schließen: „Ganz verteufelt anspruchsvoll ist mancher gewöhnliche Kerl geworden, daß er verlangt, daß wir noch mehr tun, um den Hunger nach Freude zu stillen; mit Kunst, mit rechter Kunst, die nach Goethes Wort sättigt und nährt, daß er beginnt zu sinnen, ob es gut tut, sonder Wahl in der Heimat altvertrautes liebes Mutterantlitz Narben zu reißen, weil dem und jenem das Geld besser im Kasten klingt, wenn dieser frischgrüne Waldberg zum staubigen Steinbruch wird und jener silberne Bach zum stinkenden Kanal und das freundliche Dorf zum schwarzrauchenden Fabriknest; ja, manch' einer unterfängt sich zu grübeln, ob es nicht also recht sei, daß jeder Mann und jedes Weib teil habe an der Schönheit von der Schöpferswelt und an ihrem Sonnenschein und ihrem Glück und ein Stück sein eigen nennt von der Heimat-Erde wie Gott sie geschaffen, unbesudelt von der schändenden Gier der Wucherer, ein grünes Stück Erde mit einem wirtlichen Dach darauf und den freien Himmel darüber, daß der frische Hauch seine Kinder rotwangig mache und stark.“

Benutzte Literatur.

- Riehl*, Land und Leute, Stuttgart 1895.
Th. Carlyle, Die französische Revolution, Halle.
W. Zimmermann, Der große Bauernkrieg, Hamburg 1910.
Rembrandt als Erzieher von einem Deutschen. Leipzig 1909.
J. Billeter und *U. Hiller*, Schweizer Heimat in schlichtem Bild und schlichtem Wort. Basel 1911.
Oskar Schwindraheim, Kunst-Wanderbücher; 1. Unsere Vaterstadt; 2. Stadt und Dorf. Hamburg 1907.
Prof. Dr. E. Gradmann, Heimatschutz und Landschaftspflege. Stuttgart 1910.
Dr. P. Häberlin, Heimatschutzgedanken im Schweiz. Heim-Kalender 1909.
Adolf Pfanzelt, Lehrer, Die Heimatsidee im Unterricht der Volksschule. München 1908.
Prof. Theod. Felber, Natur und Kunst im Walde. Frauenfeld 1906.
Die Dorfkirche. Illustr. Monatsschrift 1910/1911 Berlin.
Prof. Dr. P. Ganz, Heimatschutz und Schule 1911.
Helen Key, Das Jahrhundert des Kindes. Berlin 1908.
Hermann Popert, Harringa, ein Roman 1911.
Chr. Conradin, Kunstmaler, Der künstlerische Wandschmuck im Schulzimmer. Jahresbericht der gemeinnützigen Gesellschaft, Chur 1908.
Walt, Lehrer, Heimatkunde von Thal.
 „*Heimatschutz*“, Zeitschrift der schweiz. Vereinigung für Heimatschutz. Jahrgang 1—6.
Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland. Leipzig 1908.
Otto Ernst, Semper, der Jüngling. Leipzig 1908.
F. Jecklin, Ziele und Aufgaben der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler. Chur 1910.
A. Burkhardt-Finsler, Die Bestrebungen der schweiz. Vereinigung für Heimatschutz. Zürich 1908.
Friedr. Naumann, Die Kunst im Zeitalter der Maschine. Berlin 1908.
Prof. Weber, Kunst und Religion. Heilbronn 1910.
Berner Seminarblätter, Monatsschrift für Schulreform, IV. Jahrgang, Heft 11.
Sohnrey H., Wegweiser für die ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.
Dr. Paul Häberlin, Die Erziehung zum Schönen.
Dr. Mayer, Soziale Bewegungen und Theorien in „Aus Natur und Geisteswelt“. Leipzig 1902.
-

Zum Schluß noch eine persönliche Bemerkung, die eigentlich an den Anfang gehört hätte.

Nur mit Widerstreben bin ich der Aufforderung unseres verehrten Herrn Seminar-Direktor Conrad, die Hauptarbeit für den diesjährigen Jahresbericht zu schreiben, nachgekommen, und nur die Liebe zu dem Orte, an dem die Konferenz tagen wird, hat mich bewogen, dem Wunsche der Bezirkslehrerkonferenz Bernina zu entsprechen und die „Theorie“ des Heimatschutzes zu schreiben. Bereits nach der Wahl des Themas aber mußte ich mir sagen, daß das Können mit dem Wollen nicht würde Schritt halten können. Es tröstet mich aber der Gedanke, daß in großen Dingen auch nur etwas gewollt zu haben genügt und die Zuversicht, daß der Korreferent und die Diskussion das, was ich versäumt habe, nachholen und den Weg von den allgemeinen Erörterungen zu den praktischen und brauchbaren Anleitungen finden werden.

